

Unter grünen Tannen des Oberharzes

Zum dichterischen Schaffen Karl Schnabels

Als der Oberbergrat und Professor der Metallhüttenkunde Dr. Karl Schnabel im Jahre 1900 aus Gesundheitsgründen in den Ruhestand trat, lag ein langes, erfülltes Leben hinter ihm. In seiner Wohnung am Pariser Platz in Berlin fand er nun Muße genug, vieles von dem aufzuzeichnen, was ihn in jüngeren Jahren bewegt und noch nicht in seinen so zahlreichen Studentenliedern Aufnahme gefunden hatte.

So kam es zu einer umfangreichen Sammlung von Erzählungen, Gedichten und Stimmungsbildern, von denen die schönsten als gut dreihundert Seiten starker Sammelband mit dem Titel „Unter grünen Tannen des Oberharzes“ im Jahre 1907 erschienen sind¹. Für den im siebten Jahrzehnt seines Lebens stehenden, vereinsamten Autor war das eine Reise in die eigene Vergangenheit. Schreibt er doch selber im „Prolog“:

*Was ich im grünen Wald erlauschte,
Was mir die dunkle Tanne rauschte,
Halb Traumgebilde, halb erlebt,
Das sei, mit Dichtung bunt verwebt
Und mit des Frohsinns Band umwunden,
Dir, Oberharz, zum Strauß gebunden,
Den ich im grünsten Waldgehege
An deinem Fuße niederlege,
Auf daß, ob Zeiten längst vergangen,
Ob Traum, ob Jugend lang verweht,
Durch deine Züge, ernstbefangen,
Ein Lächeln der Erinn'rung geht.*

Aus diesen Zeilen erhellt, daß der weit gereiste, in Europa und Übersee hochgeschätzte berg- und hüttenmännische Gutachter und Berater, Verfasser mehrerer metallurgischer Lehrbücher², die jahrzehntelang die Standardwerke dieses Fachgebietes in der ganzen Welt gewesen sind³, imstande war, seinen

Empfindungen für ein Stück Boden, einen ihm liebgewordenen Landstrich, auch in dichterischer Form Ausdruck zu verleihen. Schnabels vorzügliche Beobachtungsgabe und die Fähigkeit, die kennzeichnenden Merkmale einer Landschaft und ihrer Menschen treffend wiederzugeben, spiegeln sich in Farbe, Glanz und Tiefe seiner Dichtungen wider. Die Frische seiner Werke hat sich besonders in den Studentenliedern bis auf den heutigen Tag erhalten.

Es scheint fast, als habe der hochbegabte Techniker Schnabel zu jenen Menschen gehört, die nur mit der Zerrissenheit eines Herzens genießen oder empfinden, das zwischen Gefühl und Verstand ständig zu schwanken verdammt ist. Vielleicht hat er deshalb den Charakter des Oberharzes mit seinem Wechselspiel ernster und heiterer Farben in seinen Erzählungen, Liedern und Gedichten so gut getroffen. Gerade diesem Bergland galt Schnabels besondere Liebe, und hier wieder nimmt die Bergstadt Lautenthal den ersten Platz ein, stand sie doch am Beginn seines beruflichen Wirkens im Oberharz!

Schnabels Erzählungen enthalten oft autobiographische Züge, besonders in der Gestalt des Lautenthaler Hütteninspektors Karl Jungbold, der zuerst in der Erzählung „In der Silberhütte“ auftritt. Es heißt dort von ihm:

„Dieser, ein erst vor kurzem in den Harz versetzter Bergassessor aus rheinischem Geblüt mit regelmäßigen Gesichtszügen, dunklem Haar, dunklem Schnurrbart und goldener Brille, wird von dem Direktor mit Handschlag und einem freundlichen ‚Glück auf! Kamerad!‘ begrüßt.“

Weil der Hüttendirektor, so fährt Schnabel fort, die preußischen Bergassessoren zwar für vorzügliche Theoretiker, in der betrieblichen Praxis aber ausnahmslos für Stümper hielt, „vermied der Assessor Karl Jungbold es auf das peinlichste, sich in den Betrieb einzumischen“.

Hier noch die Beschreibung des Ortes der Handlung in der für Schnabel kennzeichnenden, treffenden Ausdrucksweise:

„Da, wo die Laute sich in die Innerste ergießt, auf grünen Wiesen und an tannenbewachsenen Berghängen, liegt das Bergstädtchen Lautenthal mit seinen alten Bergwerken, den rauschenden und summenden Erzwässchen und der Silberhütte, mit Verwaltungs- und Inspektionsgebäuden, graugrün angestrichenen Wohnhäusern und den Wirtschaftshäusern zum Rathaus und zum Schützenhaus. Alles, was mit dem Berg- und Hüttenwerk zu tun hat, vom obersten Direktor bis zum untersten Pochknaben, wohnt in dem Städtchen. Alles arbeitet mit Mühe und Fleiß, um dem hohen Brotherrn, dem Fiskus, Freude zu machen.“

In drei Sätzen wird also ein deutliches, lichtvolles Bild der kleinen Bergstadt vor hundert Jahren skizziert, jedenfalls so, wie es dem jungen Karl Schnabel auf den ersten Blick erschienen sein mag, denn die Schatten hat der gereifte Autor wohl kaum übersehen können. Er hat es aber zumindest in der geistigen Rückschau vermieden, sie wiederzugeben. Der Hauptgrund für diese Unterlassung ist wohl nicht allein in seiner Herkunft und gesellschaftlichen Stellung, sondern vor allem darin zu suchen, daß der Dichter Schnabel sich ausschließlich den heiteren Seiten des Lebens zuwandte, weil er die bitteren vom Beruf und auch vom Alltagsleben her nur zu gut am eigenen Leibe erfahren hatte. Diese Einseitigkeit mag als Mangel empfunden werden, sie ist aber Tatsache und darf nicht unerwähnt bleiben, wenn es um die Persönlichkeit Schnabels und sein literarisches Schaffen geht. Doch zunächst noch einiges über Schnabels Lebenslauf und seinen beruflichen Werdegang.

Karl Schnabel wurde am 3. März 1843 in Siegen geboren. Schon während der Schulzeit „wuchsen der Wissensdrang und der naturwissenschaftliche Forschungstrieb. Der letztere führte ihn in die preußische Staats-Bergkarriere... Nachdem er die bergmännische Laufbahn, während welcher ihm neben der Ausbildung für sein Fach auch die nicht hoch genug anzuschlagende Erziehung zum echten deutschen Studenten zuteil wurde, ohne Hindernis durchmessen hatte, trat er eine Zeitlang in Privatdienste und machte große Reisen durch Rußland, den Kaukasus und Persien, wurde dann als Assessor bei verschiedenen Oberbergämtern beschäftigt und darauf als Hütteninspektor in Lautenthal angestellt“.

Im Gegensatz zu seinem dichterischen Ebenbild Karl Jungbold, wie ihn der oben erwähnte Hüttendirektor sah, war Schnabel zu diesem Zeitpunkt alles andere als ein bloßer Theoretiker oder stümperhafter Anfänger. Er hatte vielmehr eine vielseitige, erfolgreiche praktische Tätigkeit als Betriebsleiter von Zinkerzgruben und Zinkhütten sowie als Leiter von Kupfer- und Kobaltgruben und -hüttenwerken hinter sich und war vor seiner Anstellung in Lautenthal als Berg-

revierbeamter in Goslar tätig gewesen⁴. Auf einer Rußlandreise hatte er eine tscherkessische Fürstin geheiratet⁵. Dieser Ehe entstammten zwei Töchter. Nach dem Ableben seiner Ehefrau verheiratete sich Schnabel abermals. Auch seine zweite Weggefährtin wurde ihm früh entrissen. Sie starb an einer unheilbaren Krankheit und liegt in Clausthal begraben. Den Ehefrauen und Töchtern Schnabels wird hohe Schönheit nachgerühmt. Er selber hat sie alle überlebt, aber an den erlittenen Verlusten besonders im Alter schwer getragen. Der seltsam fragende, kummervolle Ausdruck seiner Augen auf dem Lichtbild aus dem Jahre 1908 kündet von schwerem persönlichen Leid. Karl Schnabel hat es stets manhaft getragen.

Im Jahre 1885 wurde Karl Schnabel auf den Lehrstuhl für Metallhüttenkunde an der Bergakademie Clausthal berufen. Damit begann für ihn eine fruchtbare Lehr- und Exkursionstätigkeit im Oberharz. Hier nun das Charakterbild, das der Sechziger von sich selber aus jungen Jahren entwirft:

„Naiv in seinen Anschauungen — er hielt die Menschen grundsätzlich für gut und setzte sich dadurch mancherlei grausamen Enttäuschungen aus —, heiter, gutmütig, phantasievoll und anregend, empfindsam und von einer Offenheit und gutherzigen Unbedachtsamkeit, die niemandem als ihm selber schadete, schnell ergreifend und schnell überwindend, verband er mit dem Wissensdrang einen nicht zu stillenden Sonnendurst, eine Neigung zu schweben, sich aus dem Staube des Lebens zu erheben, und ein tiefes Harmoniebedürfnis. Den Sonnendurst konnte er wegen unzulänglicher Mittel nur so weit löschen, daß er vor dem Verschmachten bewahrt blieb, die Befriedigung des Harmoniebedürfnisses dagegen gelang ihm besser, wenn auch keineswegs vollständig, mit Hilfe des ihm angeborenen ‚guten leichten Sinnes‘ im Verein mit Poesie, Liebe, Freundschaft, Geselligkeit und edlen Getränken, welche letzteren als Stimmungsregulatoren dienten.“

So habe er sich, berichtet Schnabel weiter, zwischen den vielen Hindernissen auf seinem Lebenspfade durchzuwinden versucht, „von Freundschaft und Wertschätzung umhaucht und gleichzeitig von Neid und Haß gekränkt und verfolgt, wie es eben unser Planet und die ihn bewohnenden lieben christlichen Brüder und Schwestern an sich haben.“

Anlässe, Schnabel mit Neid und Haß zu verfolgen, gab es genug. Hier ein Beispiel: Einst saß Schnabel abends allein in der „Krone“ beim Bier, als zwei Engländer erschienen und ihn um ein besonders eiliges mündliches Gutachten bat. Als der Professor das Gutachten erstattet hatte, erhielt er dafür sofort fünf einzelne Tausendmarkscheine. Einen davon heftete er an seine Krawatte, trommelte rasch seine Gefolgsleute zusammen, und nun zog man nach der nahen Harzziegelhütte, einer Gaststätte beim Dörfchen Buntenbock, wo das freudige Ereignis gebührend gefeiert wurde. Bei der Rückkehr stellte man fest, daß der Tausender von der Krawatte ver-

schwunden war. Schnabel hatte ihn offenbar irgendwo verloren. Als Schnabels Kumpane am nächsten Morgen danach suchen wollten, sagte der Professor nur: „Das wollen wir bleiben lassen. Der Finder wird ihn nötiger haben als ich“.

Die oben genannten wertvollen Charakterzüge Schnabels haben ihm auch seine zahllosen Freunde und Bekannten ausnahmslos nachgerühmt. Das Gebaren der „lieben Mitmenschen“ seiner Zeit aber hat den im Grunde hochanständigen und warmherzigen Schnabel — wie sollte es anders sein — zutiefst verletzt und abgestoßen. So wird es uns Nachfahren erst recht deutlich, weshalb Schnabel gerade in späteren Jahren so gern in das Reich seiner Poesie auswich und sich eigentlich nur dort richtig wohlfühlte, wo in fröhlicher Runde getagt und gezecht wurde.

Der verstorbene Professor Grumbrecht⁶ hat Karl Schnabel — mit vollem Recht, so meinen wir — mit folgenden Worten gewürdigt:

„Karl Schnabel hat lange Zeit dem Leben an der Bergakademie seinen Stempel aufgedrückt. Fast noch mehr als seine wissenschaftlichen Leistungen ist der Name Schnabels durch seinen Umgang mit der Jugend berühmt geworden, da er es in einzigartiger Weise verstand, als Lehrer mit seinen Schülern jung zu bleiben und sie in seinen Vorlesungen und bei seinen Exkursionen mitzureißen, so daß es noch heute eine Freude ist, die alten ‚Schnabelritter‘ erzählen zu hören. Selbst ein begeisterter Dichter... besaß er die Gabe, sowohl das Gefühl für Lebensfreude bei seinen Schülern zu wecken, wie auch seinen Hörern in einer Stunde mehr beizubringen als mancher während eines ganzen Semesters... Hell leuchtet das Bild Schnabels als eines gottbegnadeten Forschers und Lehrers der akademischen Jugend und eines Sängers obendrein!“

Wir brauchen dem nichts hinzuzufügen.

Mit der schon erwähnten Berufung Schnabels an die Bergakademie Clausthal im Jahre 1885 begann zugleich seine dichterisch schöpferischste Zeit. Die Exkursionserlebnisse schlügen sich in Versen und Prosa nieder. Im Frühling, „wenn auf den Bergen der Schnee schmolz, die Bächlein munter zu Tale



*Was einst ich gefunden
In glücklichen Stunden
Im rauschenden Wald,
Und dort mir erkoren:
„Verloren, verloren,
Verweht ist's, verhallt.“*

*Die jungen, die alten,
Die heitern Gestalten,
Die einst mich erfreut,
Die Freunde, die Brüder,
Sie kehren nicht wieder,
Sie wandern zerstreut.*

*Mir bleichen die Jahre
Die dunkelen Haare,
Gebeugt ist mein Gang.
Bald flüstert die Tanne
Dem einsamen Manne
Den letzten Gesang.*

◀ Karl Schnabel
im Jahre 1908.

rieselten und auf den Wiesen . . . der erste Hauch von frischem Grün lag“, gab es für Schnabel und seine Getreuen kein Halten mehr:

*Laue Lüfte wehn im Tale,
Droben Wandervögel ziehn,
Auf den sonnbeglänzten Matten
Leuchtet schon das erste Grün.*

Dann zog man über die Wiesen der Hochfläche und durch die ausgedehnten Waldungen der Umgebung Clausthals in irgendein versponnenes Zechenhaus oder eine weltverlorene Schenke in den schier endlosen Bergwäldern:

*Die Laube prangt im Buchengrün,
Es strahlt die Frühlingssonne,
Das ist ein Duften und ein Blühn
Und alles eitel Wonne.*

*Der Geipelwart im grünen Hut
Hat Bier im Felsenkeller,
Das tut der trocknen Kehle gut
Und macht die Herzen heller.*

*Hinauf drum, Freunde, geipelwärts!
Laßt Buch und Akten liegen,
Labt an der Gotteswelt das Herz,
Labt euch an vollen Krügen.*

Innig sind die Worte, die Schnabel, der Ortsfremde, hier einem traulichen Stückchen Harzheimatland gewidmet hat:

„Eine Hainbuchenlaube und eine Grotte aus weißschimmerndem Spat laden zur Rast ein. Hier atmet die bedrängte Brust auf, Auge und Seele laben sich an den Bildern des Laute- und des Innerstetales. Mit feierlichem Ernst schauen die dunklen Tannen herab auf die blinkenden Häuser des Städtchens. Von den grünen Matten winken in hellen Gewändern Birken und Lärchen. Und freundlich grüßen die Buchen von den fernen Talhängen. Mischt noch die Sonne ihr Gold in all das Grün und gesellen sich gemütvolle Menschenkinder in der Grotte zueinander, so zieht ein wunderbarer Frohsinn in die Herzen und offenbart sich in Liedern und begeisterten Reden.“.

Diese Sprache haben sonst nur wenige beherrscht, und die waren gebürtige Harzer, Paul Ernst etwa oder Karl Reinecke-Altenau.

Im Sommer war die eigentliche hohe Zeit der Schnabelschen Exkursionen:

*Aus des Trübsinns engem Kerker
Will ich in die Freiheit fliehn,
Durch verträumte Tannenwälder
Auf die hohen Berge ziehn.

Wo auf freier Waldeslichtung
Fingerhut und Steinbrech sprießt,
Aus der Nähe, aus der Ferne
Gottes schöne Welt mich grüßt.

Wo im Wind die Tannen rauschen,
Munt'rer Vogelsang erschallt,
Und des Tages lautes Treiben
Fern im Rauch und Dunst verhallt:

Wo sich Brust und Seele weiten,
Von der Sorge Druck befreit,
Und aus dem betrübten Herzen
Schwinden Gram und Liebesleid.*

So konnte es vorkommen, daß die „Junggesellen von der schwarzen Farbe“ erst spät in der Nacht den Heimweg antraten:

„Mondenglanz lag auf den einsamen Wegen, bässe Lichter huschten durch den schlummernden Wald, und Nebelgebilde wogten auf den Wiesen, als die frohgestimmten Gesellen dem Bergstädtchen zustrebten.“

In einem anderen Gedicht drückt Schnabel den Verlust aus, den sein dichterisches Ebenbild, Karl Jungbold, in einem nun längst vergangenen Sommer erlitt, nachdem er die Bekanntschaft einer schönen Frau gemacht hatte und letztere abgereist war. So suchte er Trost in Spaziergängen im herbstlichen Harzwalde:

„An einem schönen Herbsttag, als die Ebereschen an der Landstraße in ihrem roten Korallenschmuck prangten, wanderte er durch die würzige Tannenluft bergauf nach Bocks-wiese . . . Unter der alten Linde vor dem Zechenhause mit dem wohlgepflegten Blumengärtchen ließ er sich zu kurzer Rast nieder. Als ihn der Duft blühender Reseden umhauchte, überkam ihn mit Macht die Erinnerung an den Abschied . . .“

Später wandert Jungbold nach Zellerfeld zurück:

„Auf der Zellerfelder Höhe angelangt, blieb er stehen. Ein wunderbares Bild bot sich seinen Augen. Vor ihm breiteten sich träumende Tannenwälder, grüne Wiesen und blinkende Teiche aus. Dahinter erhob sich wie eine hohe, dunkelgrüne Mauer der Rücken des Bruchbergs, überragt von dem granitnen Haupte des Harzgebirges, dem Brocken . . . Von dem fernen Brockengipfel ging plötzlich ein Leuchten aus. Die Strahlen der scheidenden Sonne spiegelten sich in den Fenstern des Brockenhauses und tauchten es in Purpurglut . . . Als es erloschen war, trat die weite Harzlandschaft in scharfen Umrissen hervor. Nicht einmal der Hüttenrauch der Clausthaler Silberhütte tief unten im Tale und die durch seine Umarmungen in bleiche Gespenster verwandelten Tannen blieben verborgen. —

Bald aber saß er im „Deutschen Hause“ in Zellerfeld im Kreise der Bergstudenten beim Abschieds-Kommerse der neuen Berg-Referendare . . .“

In den Jahren 1892 bis 1900 entstanden die schönsten Bergstudentenlieder Karl Schnabels⁷. Der Dichter und seine Getreuen tagten in dieser Zeit oft im Hotel „Zur Goldenen Krone“ in Clausthal. Dort stand auch der berühmte rote „Schnabel-Tisch“ mit der eingelassenen Metallplatte⁸ und den eingravierten Namen, dem Wahrzeichen der Schnabel-Ritter. Hier wurde manches Berg- und Hüttenmannslied aus der Taufe gehoben.

Aber bald brach die Zeit des Winters auch für Karl Schnabel an:

*Des Lebens herbe Geschicke,
Ich mußte sie kosten auch,
Es schwanden die Silberblicke,
Es blieb der Hüttenrauch.*

„Karl Jungbold, der ehemalige Assessor, lebte als Privatgelehrter in einer Großstadt. . . Der gute leichte Sinn und das jugendliche Herz, welche ihm von manchen Personen stark verübt wurden, sind dem einsamen Manne treu geblieben“.

In schwerer Zeit, am 23. November 1914, hat Karl Schnabel in Berlin die letzte Grubenfahrt angetreten, einsam, doch von seinen Freunden unvergessen. Seine Studentenlieder aber leben und werden seit Generationen mit der gleichen Begeisterung gesungen wie ehedem in der Runde der „Schnabel-Ritter“.



▲ Gesamtansicht der Lautenthaler Silberhütte (Blick vom Bromberg bei Lautenthal nach Süden) um 1937. Auf diesem Werk begann Karl Schnabels hüttenmännische Tätigkeit im Oberharz. Am unteren Bildrand rechts Bleilagerschuppen und Kohlenschuppen, links daneben die Saigerhütte. Am linken Bildrand (Fachwerkgebäude an der Straßenecke) die „Farbenwäsche“ zur Herstellung von Bleifarben, dahinter die damals neue Bleiraffination, von dort nach rechts Waschkaue (noch heute), weiter rechts davon (etwa in Bildmitte) die alte Schmelzhütte, in der Schnabel tätig gewesen ist. Am rechten oberen Bildrand Teilansicht der Berghalden der Gruben „Güte des Herrner Schacht“, „Maaßen“, „Schwarze Grube“ und „Jacob Schacht“.

Wenn einer der jungen oder alten Clausthaler Bergstudenten heute einmal im Oberharz durch den sommerlich schwülen, nachtdunklen Wald geht, dann kann es wohl sein, daß er dort, wo der Bärenlauch so betäubend duftet, in tiefer Waldesstille jenes schöne, alte Lied des toten Professor Schnabel zu vernehmen meint, in dem es heißt:

*Es ragen dunkle Tannen zum Himmel ohne Zahl,
Und weißer Nebel hebt sich empor aus tiefem Tal.
Es riecht so schweflig sauer und tötet Baum und Strauch,
Das ist des Harzes Herold, der biedere Hüttenrauch.*

*Die Tannen leise flüstern, das Herdenglöcklein schallt,
Und muntern Schritte ziehen viel Burschen durch den Wald.
Das ist ein Exkursionchen der Bergakademie,
Gar tief wird heute geblicket in die Metallurgie.*

SCHRIFTTUM UND ANMERKUNGEN

1. K. Schnabel: Unter grünen Tannen des Oberharzes. Berlin 1907. Diesem Werk sind auch die Textauszüge, Gedichte und Lieder entnommen worden.
2. Derselbe: Lehrbuch der allgemeinen Hüttenkunde (1890) und Handbuch der Metallhüttenkunde (1896).
3. F. Johannsen: Das Institut für Metallhüttenwesen und Elektrometallurgie, in: Festschrift zur 175-Jahrfeier der Bergakademie Clausthal 1775—1950. Clausthal-Zellerfeld 1950, S. 218.
4. W. Bornhardt: Ursprung und Entwicklung der Bergakademie, in: Die Preußische Bergakademie zu Clausthal 1775/1925, Festschrift zur 150-Jahrfeier. Clausthal 1925, S. 29/30.
5. Diese Angaben nach freundlicher Mitteilung der früheren Kronenwirtin, Frau Hohmann, Clausthal-Zellerfeld, vom 19. 7. 1967.
6. A. Grumbrecht: Aus einer kleinen Hochschulstadt, 3. Aufl. Clausthal-Zellerfeld 1950, S. 40 ff. (darin viel Biographisches und Porträt Schnabels aus jüngeren Jahren).
7. Vgl. das Büchlein „Schnabellieder“, Lieder zu fröhlichen Gelegenheiten gedichtet und der Vereinigung der Bergbaubeflissenzen zu Clausthal gewidmet von Dr. Karl Schnabel. 5. Aufl. Clausthal o. J.
8. Die erwähnte Metallplatte befindet sich jetzt im Oberharzer Bergwerksmuseum im Stadtteil Zellerfeld (nach freundl. Mitteilung von Herrn Pastor H. Burose, Clausthal-Zellerfeld, vom 19. 7. 1967).

Die Bergakademie Clausthal, Technische Hochschule, kann Persönlichkeiten, die sich um diese Hochschule besonders verdient gemacht haben, die Karl-Schnabel-Gedenkmünze verleihen.

Der Verfasser ist den Herren Dipl.-Ing. U. Steinkamm und W. Böttcher, beide Clausthal-Zellerfeld, wegen ihrer Erhebungen und Bemühungen zu verbindlichem Dank verpflichtet.